

## Außer Atmen

Wenn ich länger die Hand eines anderen halte, spüre ich dessen Herzschläge. Davon wird mir übel. Beim Tausendmeterlauf beginnt meine Hüfte schon nach vierhundert Metern zu stechen. Steine kann ich nur zweimal übers Wasser springen lassen. Ich spiele kein Instrument, nicht mal Flöte. Auf zwei fast gleichen Bildern finde ich immer nur neun der zehn Unterschiede. Auf Grashalmen kann ich nicht pfeifen. Wenn ich auf einer Mauer balanciere, stolpere ich nach wenigen Schritten. Ich kann auch keine Luftballons aufblasen. Oder freihändig Fahrrad fahren. Trotzdem bin ich etwas Besonderes. Ein Wunderkind, sagen sie. Meine Oma. Und Papa. Manchmal auch Mama. Sagen die Lehrer. Und seitdem die Kinder aus der Schule wissen, dass ich ein Wunderkind bin, nehmen sie mich nicht mehr in den Schwitzkasten, sondern mit zu ihren Freunden. Sie zeigen mich vor. Wie ein Maskottchen.

Oma arbeitet in einem Supermarkt hinter der Käsetheke. Als sie diesmal zurückkommt, ist es schon dunkel. Sie zieht sich nicht um, wir legen uns gleich in ihr Bett. Mein Kopf auf ihrem Bauch. Ihr Bauch bewegt sich kaum. Sie atmet flach. Ich greife nach ihrem kleinen Finger und schnuppere daran.

„Hartkäse“, sage ich.

Oma nickt. Bisweilen reibt sie ihre Finger an gebrauchtem Käsepapier. Das sind die besten Tage. Dann hat sie an mich gedacht. Ich nehme mir ihren Daumen vor. Er riecht säuerlich.

„Cambozola?“

Oma hat die Augen geschlossen. Sie murmelt etwas, das ich nicht verstehen kann.

„Cambozola“, wiederhole ich mit lauter Stimme.

„Ja ja“, antwortet sie.

Sie winkelt ihr rechtes Knie an. Über ihrer Haut spannt sich eine Strumpfhose. Darunter schimmern blaue Äderchen. Schnell blicke ich weg und führe ihren Zeigefinger an meine Nase.

„Weiß nicht“, sage ich.

Oma streichelt über meinen Kopf. In meinem Haar fängt sich der Geruch von Käse.

„Ist nicht so schlimm“, sagt sie und streckt mir den nächsten Finger hin.

Ich hätte gern einen kleinen Bruder. Meine Eltern haben dahin gehend noch nichts unternommen. Also habe ich ihnen gesagt, wie gern ich einen Hund hätte. Sie haben gelacht und mir einen Goldfisch geschenkt. Papa meinte, das wäre Goldi. Der Name passt überhaupt nicht. Der Fisch ist schon älter und seine Schuppen sehen nicht mehr golden aus, sondern silbern. Also müsste er Silbi heißen. Welcher Fisch heißt schon so? Ich habe ihn Mürrisch genannt. Meistens wühlt er mit seinem Maul in den Kieselsteinen, verschluckt einen und spuckt ihn später gelangweilt aus. Ich habe nachgelesen. „Gründeln“ heißt das. Fische gründeln lieber im Sand, aber im Aquarium ist kein Sand, deshalb gründelt Mürrisch mit Kieselsteinen. Mürrischs Aquarium steht unter dem Fenster der Dachschräge. Manchmal spiegelt er sich in der Scheibe. Dann sieht es so aus, als würde er zwischen Wolken schwimmen. Wenn ich

nah ans Aquarium gehe, ist mein Kopf vollkommen von Wasser umgeben.

Die Kinder in der Schule wollen ein Autogramm, sie haben mich im Fernsehen gesehen. Auf dem Schulhof bestürmen sie mich. Sie holen karierte Blöcke aus ihren Ranzern und geben mir ihre Füller.

„Dein Name, hierhin“, befehlen sie.

Sie wollen mein Autogramm verkaufen. Manche wollen auch wissen, wie es war. Im Fernsehen.

„Geht so“, sage ich.

Wir waren in einer großen Halle in einer fremden Stadt. Oma habe ich von der Bühne aus nicht gesehen. Papa und Mama saßen in der ersten Reihe. Sie haben in die Kamera gewunken. Thomas Gottschalk hat mich gefragt, ob ich jemanden grüßen will. Mir ist niemand eingefallen. Alle im Saal haben gelacht. Auch Thomas Gottschalk. Danach hat er mich zu meiner Patin geführt. Sie war groß und blond und dünn und eine Frau. Sie drückte mich gegen ihren Busen. Er roch nach Flieder. Der Baggerfahrer nach mir hatte Philipp Lahm als Paten. Ich erzähle den Kindern, wie neidisch ich auf den Baggerfahrer war.

Papa kneift in meinen Bauch. Er reibt die Wülste zwischen seinen Händen.

„Du bist ja ein ganz schöner Specki“, sagt er, „wie ein kleines Schweinchen, mit Kruste.“

Ich sage ihm, er soll damit aufhören. Er lacht und knetet mein Fett. Er arbeitet jetzt nicht mehr so viel, weil er lieber mit mir zusammen sein will. Er nennt sich Trainer und mich sein Trainingskind.

Papa sagt, dass es gut war, in der Sendung gewesen zu sein. Jetzt können wir mehr Geld verlangen.

„Jemand, der im Fernsehen war, den wollen die Leute sehen.“

Er hält eine Karte hoch und zeigt, wohin wir an den nächsten Wochenenden fahren werden. Mama ist nicht dabei, Oma auch nicht. Nur Papa und ich. Er hat mir von meinem Geld einen Gameboy gekauft. Damit kann ich auf den langen Autofahrten spielen.

„Du musst viel mehr trainieren. Es gibt noch Kinder, die besser sind als du.“

Er massiert meinen Speck.

„Und Süßigkeiten sind auch verboten.“

Eine Frau stellt mir Fragen. Sie hat eine Sonnenbrille mit riesigen Gläsern in ihre Haare geschoben. Ich behaupte dies und das und versuche, nicht viel darüber nachzudenken, weil meine Sätze sonst zu lang werden würden. Die Frau mag keine langen Sätze. Der Mann mit der Kamera auf der Schulter kniet vor mir. Wenn ich ihn anlächle, winkt die Frau hektisch und ich muss von vorn beginnen. Als wir später zu einem Doktor gehen, beobachte ich, wie die Frau läuft. Weil sie sehr kleine Schritte macht, braucht sie viele Schritte. Ich laufe von links nach rechts und von rechts nach links und erst so spät wie möglich geradeaus. So dauert es länger, bis ich irgendwo ankomme. Der Doktor tut so, als untersuchte er mich. Er drückt mit seinen Händen auf meinen Bauch. Er leuchtet in meine Ohren und steckt einen Holzspatel in meinen Mund. Er verhält sich wie ein Doktor. Immer wieder schaut er nach der Kamera. Die Frau fragt ihn, was ich bin. Er sagt, ein Phänomen. Wissenschaftlich nicht zu erklären. Ein Wunderkind. Die Frau nickt zufrieden. Der Mann schaltet die Kamera ab. Der Doktor lächelt die Frau an. Ich knöpfe mein Hemd zu.

An einem Donnerstagnachmittag werfe ich Mürrisch in die Toilette. Er kreist im Wasser und versucht zu gründeln. Im Klo gibt es nichts zu gründeln. Ich drücke auf die Spülung. Bis er aus den Wasserrohren entkommen ist, wird er wahrscheinlich tot sein. Aber nur wahrscheinlich.

Vielleicht schafft er es ja trotzdem. Ist jedenfalls besser, als in der Wohnung zu sein. Jetzt ist Sommer. Unter dem Dach staut sich die Hitze. Das Wasser im Aquarium ist heiß. Ich hab' versucht, Eiswürfel hineinzuworfen. Wegen meiner Auftritte bin ich seltener hier. Und von Oma kann ich nicht verlangen, sich neben dem Käse und um mich auch noch um Mürrisch zu kümmern. Vielleicht kommt er ja durch. Ich klappe den Deckel runter und wünsche ihm viel Glück.

Im Sportunterricht sind wir in der Schwimmhalle. Die ganze Klassenstufe. Jungen und Mädchen. In der Umkleidekabine sehen die Jungs meinen Busen. Sie rufen: „Das ist ja ein Busen!“ Sie kommen zu mir und drücken ihn zusammen. Ich verschränke die Arme vor meiner Brust, doch sie lachen nur. Ihre Hände drücken weiter. Sie sind kalt und trotzdem klebrig. Dann müssen wir ins Wasser springen und schwimmen. Die Lehrer lassen sich zeigen, was ich kann. Jeder will das sehen. Ständig kommt jemand, der mich noch nicht kennt. Der Bademeister, die Putzfrauen, die Lehrer. Die lassen nicht locker. Die anderen Kinder spielen währenddessen Wasserball. Als der Unterricht vorbei ist, sitze ich am Beckenrand und bin außer Atem.

Obwohl draußen noch die Sonne scheint, bin ich schon im Schlafanzug. Ich liege auf meiner Matratze im Flur und fahre mit den Fingern nachdenklich über die Tapete. Die Blümchenmuster tragen den Schmutz meines Lebens. Er steigt empor, jeden Tag ein kleines bisschen mehr, und lagert sich ab. Der Schmutz ist ein großer Teil von mir; Hautschuppen, Haare, alles Mögliche, was mein Körper abgeworfen hat. Vielleicht bin ich das ja. Der Schmutz bleibt in der Tapete. Ich frage mich, wie viel von Oma in den Mustern steckt. Sie hat noch nicht immer hier gewohnt, aber lange genug. Manchmal erzählt sie Geschichten, an denen man merkt, wie alt sie ist. Sie hat mehr Kuchen ge-

backen als jeder andere Mensch, den ich kenne. Schon bevor ich geboren war. Ich strecke die Hand aus. Nach einer Sekunde fängt sie an zu zittern. Ich versuche das mehrmals, stets mit dem gleichen Ergebnis. Gerne würde ich alle bitten, ihre Hände auszustrecken. So könnte ich sehen, ob das normal ist.

Draußen sind die Kinder. Sie werfen Stöcke gegen Wände, beschmeißen sich mit Dreckserde und vertreiben andere Kinder von der Wiese am Fluss. Ich sitze am Tisch und addiere Zahlen. Das Geld, das ich bisher verdient habe. Die Summe ließe sich durch vier teilen. Ich werde Papa etwas geben und Mama und von dem Rest Oma dafür bezahlen, dass sie nicht mehr hinter der Käsetheke arbeiten muss. Auf diese Weise wäre sie andauernd in der Wohnung. Sie würde kochen, wenn ich von der Schule komme, und sie könnte ihre Lieblingsfernsehserie am Nachmittag sehen. Zufrieden schiebe ich den Bleistift zurück in die Federtasche und stecke meine rechte Hand unter meine linke Achselhöhle. Und pumpe mit dem Arm. Es wäre schön, wenn dabei ein Geräusch entstehen würde, das wie ein Furz klingt. Doch ich höre nur Luft. Ich probiere es etwa zehn Minuten lang, bis mir einfällt, dass Papa bald kommt. Er mag es, wenn ich mit dem Training schon begonnen habe. Also gehe ich ins Badezimmer und lasse Wasser in die Wanne. Aus einer Plastikflasche gieße ich Schaum dazu. Er wächst und wächst. Ich tue so, als wäre ich ein Orkan, und blase Löcher hinein. Eine Minute später zieh' ich mich aus und setze mich in die Wanne. Wasser schwappt über den Schaum und Schaum über den Rand auf den Boden. Ich halte still, Wärme läuft durch meinen Körper. Ich schiebe den Schaum zur Seite und knie mich in die Wanne. Öffne den Mund und sauge Luft ein. Beuge mich vor, bis mein Gesicht nur noch ein Schatten ist. Meine Haarspitzen malen Kreise auf der Wasseroberfläche, meine Nase wirft

Wellen. Ich rieche das Wasser, das Chlor, den Schaum. Als ich untertauche, wird augenblicklich fast alles still. Luftblasen steigen auf. Wasser verschließt meine Ohren wie Pfropfen. Trotzdem brummt dort leise eine Maschine und verteilt ihre Schwingungen über meinen Körper. Ansonsten höre ich nur Plätschern. Mein Rücken ragt aus dem Wasser, und meine Haare treiben wie Lianen auf dem Schaum. Die erste Minute vergeht. Meine Finger tasten über den Badewannenboden. Hier und da ist etwas abgeblättert. Die Stücke fühlen sich scharf an. Vor meinen Augen schwirren Lichtpunkte. Hier kann ich alles. Außer atmen. Die dritte Minute bricht an. Ich weiß das genau. Ich zähle die Sekunden mit. Ein Brennen läuft von der Nase in meine Wirbelsäule. Ich muss den Kopf gerade halten. Andernfalls verteilt sich das Wasser ungleichmäßig und die Luft wird knapp. Ich denke an ein Lied, das ich heute Morgen im Radio gehört habe. Jetzt ist kein Training, jetzt ist nur Spaß. Also darf ich die Melodie summen. Ich öffne meinen Mund. Sofort strömt Wasser in mich hinein. Die Melodie blubbert aus mir heraus und wandert in der Badewanne umher. Es klingt, als wäre noch jemand mit mir in der Wanne. Da höre ich ein dumpfes Geräusch. Erschrocken verschlucke ich Wasser und merke, wie ich husten muss. Die vierte Minute ist vorbei.

Als ich durch den Schaum hindurch auftauche, ist Papa im Raum. Aus dem Wohnzimmer hat er einen Stuhl mitgebracht. Eine Zeitung auf seinen Knien, in der Hand eine Stoppuhr. Er trägt ein Shirt, auf dem mein Gesicht abgebildet ist. Darunter steht die Zeit, die ich letzte Woche geschafft habe.

„Jetzt mal mit“, sagt er und deutet auf die Schwimmbrille, die am Rand der Wanne liegt.

Weil die Brille feucht ist, glitscht sie ins Wasser. Ich will danach greifen. Papa treibt mich ungeduldig an.

„Beeil dich“, sagt er.

Er drückt einige Knöpfe auf der Uhr. Ich ziehe die Brille über mein Gesicht. Jetzt sieht die Welt um mich herum aus wie ein Aquarium.

„Wir haben einiges vor. Du musst viel mehr schaffen. Du kennst doch unser Ziel?“

Ich nicke. Das Ziel. Eine bessere Zeit. Papa setzt sich bequem hin. Von meinen Haaren tropft Schaum. Aus meiner Nase schießt Rotze. Ich wische mit dem Arm über mein Gesicht.

„Luft holen“, befiehlt Papa.

Ich atme ein, bis mir fast schwarz vor Augen wird. Dann tauche ich unter.

## Mit Glufke

*Eingesperrt sind wir immer noch  
es beruhigt uns sogar, dass es so ist  
Turbostaat, Pennen bei Glufke*

Glufke ist ein seltsamer Typ. Einer, der immer sagt, was er denkt, und deshalb meistens wirr spricht. Glufke ist so ein Typ, den will man im Fernsehen anschauen und nicht zu Hause haben. Der hat jederzeit ein Bett frei für dich, wenn du mal in der Stadt bist.

„Klar kannst du bei mir pennen“, sagt Glufke und stellt ein Bier extra kalt. Später belegen wir noch Pizza. Glufke hat es nicht so mit Schinken oder Ananas, er nimmt lieber dicke Blutwurststücke und Gewürzgurken. Gurken auf der Pizza, das ist vollkommen konfus und genau deshalb Glufkestyle.

Glufke lässt sich nicht festnageln. Wenn man glaubt, ihn zu haben, wird's schwammig, und im letzten Moment schlägt er einen Haken und ist schon am Horizont verschwunden. Bleibt nur eine Staubwolke, und in die kann man reindeuten, was man will. Das Geheimnis seines Erfolgs. Immer fern, immer Staub. Mit Glufke ist man nie mittendrin, sondern sitzt am Rand und beobachtet die, die mittendrin sind. Niemand lässt sich gern sagen, er würde ein gewöhnliches Leben führen. Und da kommt Glufke ins